

Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **177 (1904)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

konnte mir nichts anderes denken, als daß er einen Gang zu einem anderen Gebäude grub.

„So weit war ich gekommen, als wir die Örtlichkeiten besuchten. Du stauntest, als ich mit dem Stock auf das Pflaster schlug; ich wollte dadurch herausbringen, ob sich der Keller nach vorn oder nach rückwärts erstreckte. Nach vorn war es nicht. Dann klingelte ich, und wie ich gehofft, erschien der Gehülfe. Obwohl sich unsere Wege schon einigemal gekreuzt, hatten wir einander doch noch nie gesehen. Ich blickte kaum auf sein Gesicht. Nur seine Kniee interessierten mich. Sie sprachen deutlich von jenem stundenlangen Graben. Nun fragte es sich nur noch, wonach gegraben wurde. Ich ging um die Ecke, fand, daß die City- und Vorstadtbank an das Grundstück unseres Freundes stieß, und wußte, daß ich des Pudels Kern gefunden hatte. Als du nach dem Konzert heimfuhrest, begab ich mich nach Scotland-Yard und suchte dann die Direktoren der Bank auf — mit welchem Erfolg, hast du gesehen.“

„Wie konntest du voraussetzen, daß sie heute nacht ihren Anschlag ausführen würden?“ fragte ich.

„Nun, daß sie das Kontor ihres Bundes schlossen, bewies, daß sie Herrn Wilsons Gegenwart nicht mehr fürchteten; mit anderen Worten: ihr Tunnel war vollendet. Sie hatten allen Grund, denselben schnell zu benutzen, da er entdeckt oder der Schatz fortgeschafft werden konnte. Der Sonnabend mußte ihnen günstiger sein als jeder andere Tag, weil er ihnen zwei Tage zur Flucht gewährte. Aus all diesen Gründen erwartete ich sie heute nacht.“

„Das hast du prachtvoll ausgetüftelt“, rief ich voll aufrichtiger Bewunderung. „Die Kette ist lang, und doch schließt jedes Glied.“

„Mich rettet dieser Zeitvertreib vor Langleiweile“, erwiderte er gähnend. „Ach! ich fühle schon, wie sie mich beschleicht. Mein Leben ist eine fortdauernde Anstrengung, mich dem Alltäglichen zu entziehen. Diese kleinen Probleme verhelfen mir dazu.“

„Und du wirst damit zum Wohltäter der Menschheit“, sagte ich.

Er zuckte die Achseln. „Nun ja, vielleicht ist's schließlich doch ein klein wenig nützlich“, be-

merkte er. „L'homme, ce n'est rien — l'œuvre c'est tout“, wie Gustave Flaubert an George Sand schrieb.“

Beruhigung.

Die Hindus in Indien haben bekanntlich den Glauben, daß die Seele des Menschen, je nachdem dieser gut oder schlecht gelebt hat, in ein höheres oder niederes Tier gelangt, um von hier aufwärts steigend endlich mit Brahma, dem Schöpfer aller Dinge, sich zu vereinigen. In einem Gespräch über diese Seelenwanderung meinte ein Appenzeller: „'s Schröcklichst wär mer, wenn i noch mim Tod an Gel werde müeßt.“ „Heb kä Chommer“, sagt ihm sein Kamerad, „der Mensch werd noch sim Tod nie, was er im Lääbä gsi ist!“

Wohl möglich.

Polizeidirektor: „Sie haben sich als Polizeidiener gemeldet, Meyer; haben Sie denn auch einen Begriff von den Pflichten, die Sie übernehmen? Wenn Sie z. B. eine Briefftasche mit einigen tausend Franken fänden, was würden Sie dann tun?“

Meyer: „Gar nichts mehr!“

Der verkaufte Hund.

Polizeinspektor: „Es besteht begründeter Verdacht, daß Sie dem Staate die Hundesteuer entziehen! Ich fordere Sie deshalb in wohlwollender Absicht auf, den verborgen gehaltenen Hund vorzuzeigen, widrigenfalls ich zur Hausdurchsuchung schreiten müßte.“

Angeklagter: „Aber, Herr Inspektor, wie sollte ich mir den Luxus eines Hundes erlauben!“

Polizeinspektor: „Leugnen Sie nicht! In Ihrer Stube ist zu wiederholten Malen, besonders des Morgens, lautes und anhaltendes Knurren gehört worden.“

Angeklagter: „Ja, Herr Inspektor, das war doch nur mein — Magen!“

Vorsichtig.

„Wenn ich sagen würde, Sie sind ein Gauner!“

„Würde ich Sie verklagen.“

„Und wenn ich es nur denken würde?“

„Dagegen könnte ich nichts machen.“

„Nun gut, so denke ich mir's nur.“

Juni 1. Die Linie Reichenau-Planz wird dem regelmäßigen Betrieb übergeben. — 2. In Luzern † alt Stadtmann Sidler. In Zürich †, 64 J. a., Ingen. Frh. Paur. In Gerzensee †, 61 J. a., Gottl. Schärer, gew. Lehrer. In Bern †, 33 J. a., Dr. phil. Norwin Weber. — 3. In Wasen bei Sumiswald † der Sonderb.-Bet. Christian Sommerhalder, 76 J. a. — 4. In Bern Einweihung des neuen Universitätsgebäudes auf der Großen Schanze. Zu Ehrendoktoren werden ernannt: Herr Prof. Bolliger von Basel, Herr Pfr. Fritz Trechsel von Spiez, Herr Prof. Dr. C. Stooß in Wien und Herr Regierungspräsident Dr. Gobat von Bern. In Luzern † Dr. Emil Häfeli-Trechsel, Arzt, 33 J. a. — 6. In Bern † Frau Luise Blumenstein geb. Hunziker, gew. Vorsteherin der Knabenerziehungsanstalt in Erlach und der Strafanstalt des Kantons Bern, 68 J. a. — 10. Am Balmhorn ist Leut. Egon Arthur v. Steiger, stud. jur. aus Bern, abgestürzt, 21 J. a. Er hinterläßt l. Testament: dem Schweiz. Alpenklub Fr. 15,000; dem Kindersyl Bethania in Bern Fr. 50,000; dem Skiklub und dem freien Gymnasium je Fr. 5000 zc. — 11. In Zürich † Kirchenrat Wischmann, Pfarrer in St. Peter. In Gondiswil †, 80 J. a., der Sonderb.-Bet. Mr. Eggimann. Im Graben bei Herzogenbuchsee †, 67 J. a., Gemeindepresident Böfinger-Gygax. In Schaffhausen †, 63 J. a., alt Ständerat Freuler, Advokat. — 12. In Bülach † Hans Siegfried von Zofingen, bekannter Botaniker. — 13. Hans Walter Hofmann von Biel, Pfarrer in Abligen, 25 J. a., verunglückt am Mont Preningar auf einer geographisch-geologischen Exkursion. — 14. In Genf † Staatsratspräsident Didier, Justiz- und Polizeidirektor, 61 J. a. — 17. In Bern † Carl Emanuel Boulan-Ruz, Obermaschinenmeister bei der Firma Buchdruckerei Stämpfli & Cie., 52 J. a. In Erlach †, 78 J. a., der Sonderb.-Bet. Albert Münzi. In Urjenbach †, 67 J. a., Amtsnotar Seiler, Posthalter und Wirt. — 19. In Aarau †, 65 J. a., Fürspr. Tanner. — 21. In Heimiswil bei Burgdorf †, 62 J. a., Pfarrer Robert Schorer von Bern. In Narberg †, 67 J. a., Ingenieur Salsli-Bühlmann. — 22. Für den Wiederaufbau der abgebrannten Armen-erziehungsanstalt Rathausen bei Luzern hat ein unbekannter Wohltäter Fr. 10,000 gestiftet. — 26. 16 Schü'er und 2 Professoren der Klasse II^b des Obergymnasiums in Zürich werden auf einer

Ferienreise am Biz Blas durch einen Lawinensturz überrascht. 2 Professoren und 3 Schüler bleiben tot. — 27. In St. Gallen † Herr Erhardt, Direktor der St. Galler Taubstummenanstalt. — 28. In Bern †, 69 J. a., Dr. Thießing, Lehrer und Redaktor, von Kappelen bei Narberg. In Burgdorf †, 59 J. a., Oberstlt. Fritz Gribi, Besitzer des „Café Emmental“. Einweihung der Teilstrecke Rotstock-Eigerwand der Jungfraubahn. Als Zentralpräsident der bernisch-kantonalen Krankenkasse, an Stelle des verstorbenen Hrn. J. Müller-Winzenried, wird gewählt Herr Dr. H. Rüfenacht-Studer, Fürspr. in Bern. — 29. In Bern †, 72 J. a., Metzgermeister H. Schumacher. In Gibswil-Fischenthal †, 81 J. a., J. Keller, gew. Nat.-Nat. — 30. In Bern † Herr Dr. F. Dättwyler-Schneider, beliebter Arzt a. Infelspital, 60 J. a. Schwere wolkenbruchartige Gewitter mit Blitz und Hagelschlag richteten vielerorts arge Verwüstungen und großen Schaden an.

Gottvertrauen.

Glücklich, der auf Gott vertraut
Und bei trüben Tagen
In die ferne Zukunft schaut
Sonder Angst und Zagen.

Nichts hat in der Welt Bestand,
Was da kommt, muß scheiden,
Und so reichen sich die Hand
Immer Freud' und Leiden.

Hat der Himmel Müh' und Schmerz
Dir einmal beschieden,
Sei getrost! Ein jedes Herz
Findet seinen Frieden!

Laß nur die Wetter wogen!
Wohl übers dunkle Land
Zieht einen Regenbogen
Barmherzig Gottes Hand.

Mahnung an die Jugend.

Wenn du die Nächte weihst, dem Spiel, dem Wein,
Dann wird dir kurz die Zahl der Tage sein.
Drum leb', o Freund, nicht in die Nacht hinein!

Wenn du am Tag nicht edel lebst und rein,
Dann werden schlummerlos die Nächte sein;
Drum leb', o Freund, nicht in den Tag hinein!

Aus dem juristischen Examen.

Professor: „Herr Kandidat, was verstehen Sie unter Notfrist?“

Kandidat (schweigt).

Professor: „Nun, haben Sie noch nie etwas von Notfrist gehört?“

Kandidat (nach einigem Besinnen): „O ja! in der Not frißt der Teufel Fliegen!“

Auch ein Associé.

Student: „Ich bin Teilhaber am Geschäft meines Vaters.“

Professor: „Wieso? Sie studieren doch Medizin und Ihr Vater ist Kaufmann!“

Student: „Ja, ja! Er besorgt eben die Einnahmen und ich die Ausgaben!“

Dreifaches Glend.

Dame: „Sie sagen also, Sie wären Musiker, Maler und Dichter!“

Künstler: „Ja wohl, meine Gnädige!“

Dame: „Gott, da müssen Sie aber doch schrecklich Not leiden!“

Notbehelf.

Herr (beim Klavierlehrer): „Meine Tochter soll etwas Klavier spielen lernen; viel braucht's nicht zu sein, wissen Sie, nur so zum Notbehelf, damit man unbequemen Besuch los werden kann.“

Im Doctorexamen.

Professor: „Was ist das erste, was man bei einem Patienten herausfinden muß?“

Kandidat: „Ob er genug Geld hat, um die Rechnung zu bezahlen!“

Das unheimliche Haus.

A.: „Sehen Sie dieses prächtige Haus? Es ist aus Tränen, Seufzern und Schmerzensschreien gequälter Menschen erbaut.“

B.: „Ah! es gehört wohl einem Wucherer?“

A.: „Nein, aber einem — Zahnarzt!“

Aufrichtig.

Weinhändler (zu seinem Sohn): „Wilhelm, geh' sparsam mit dem Gelde um! Es ist „fauer“ verdient!“

Unsere farbigen Bilder. 1904.

Es sind deren nur zwei dieses Jahr, weil dem „Sinkenden Bot“ von verschiedenen Seiten bedeutet wurde, man frage den „Helgen“ wenig nach, er solle lieber weniger „Helgen“ und dafür mehr schöne Geschichten bringen! Schon der „Sinkende Bot“ vor 100 Jahren sagt in seinem Botengruß, daß man es nicht allen Leuten „preichen“ könne, und der „Sinkende Bot“ von 1904 meint auch nicht, daß er in dieser Beziehung geschickter sei als der von 1804; doch will er nun dieses Jahr sich nach denen richten, die wenig Helgen und viel zum Lesen wünschen, und ein anderes Jahr bringt er dann, wenn's gewünscht wird, wieder mehr Bilder, farbige und schwarze, um die zu befriedigen, die Sinn und Verständnis für Kunst haben. Gerne nimmt der „Sinkende Bot“ diesbezügliche Wünsche entgegen; es freut ihn allemal, wenn ein Brief oder eine Karte kommt, worin ihm seine Leser mitteilen, was ihnen am Kalender gefällt und was nicht. Aber ganz weglassen kann er die Bilder doch nicht, sonst glaubten am Ende viele, es sei nicht der echte „Sinkende“, sie seien „verirret“. Auch wäre es zu schade, wenn man mit den Trachtenbildern aufhören würde! Diese Trachtenbilder sind so einzig in ihrer Art, daß man sie gar nirgends, außer etwa für schweres Geld, bei einem Altertumsammler (wenn er sie überhaupt verkaufen würde) kaufen kann. Mit diesem Jahr sind nun 24 solcher Bilder erschienen. Wer sie nicht aufbewahrt hat, kann, solange noch Vorrat da ist, einzelne Bilder oder den ganzen Kalender billig nachbeziehen. Später sind sie nur noch zu hohem Preis erhältlich. In einigen Jahren ist die Sammlung vollständig, eine Sammlung, an der Kinder und Kindeskinde ihre Freude haben werden. Da kann man ihnen zeigen, wie vor 100 und noch mehr Jahren die Vorfahren gekleidet gingen, und ihnen berichten von alten Zeiten und alten Sitten. Je mehr die schönen Landestrachten durch moderne und geschmacklose Kleider verdrängt werden, desto wertvoller werden die Bilder, die man nirgends so treu aufgezeichnet und wiedergegeben findet wie im „Sinkenden Bot“.

Eine Pferdegeschichte.

(Nach dem Leben erzählt von L. W.-P.)

Motto: Sieh', das Tier ist dem Menschen treu —
Drum halte der Mensch auch dem Tiere die Treu'! —

Hans, dem Lindenhofbauer, war es nicht entgangen, daß der Berghofbauer, als er an ihm vorüberfuhr, einen spöttischen Blick auf seinen Braunen warf. Der Braune war ein kräftig gebautes, gut gehaltenes Pferd, wie man es gerne vor dem Pfluge sieht. In der Stadt, wohin beide jungen Bauern zu Markte fuhren, nahm es sich freilich nicht so hübsch aus.

Trotz der dichten Staubwolke, die hinter dem rasch dahinrollenden, städtisch-eleganten Gefährt des Berghofers aufstieg, bemerkte Hans doch, wie jener im Vorbeifahren mit dem Eichgutbauern und dessen Tochter Rosi, die unter der Haustür standen, freundliche Grüße wechselte. Auch ihm wurden einige Worte zugerufen; aber es wollte ihm scheinen, der Gruß sei kürzer und kälter. Und doch wünschte Hans so sehr, bei dem Bauern und dessen Tochter gut, ja recht gut angeschrieben zu sein. Wäre er bei den Späzen auf dem Dach des stattlichen Hauses gesessen, so hätte er folgende Worte des ehrenfesten Eichgutbauern gehört: „Was mit dem Berghofer noch wird, weiß ich nicht; er ist nicht mehr Bauer und ist auch kein Herr.“

Als Hans bei dem Wirtshaus in der Stadt ankam, wo er abzustiegen pflegte, rief ihm der bereits dort stehende Berghofer zu: „Hast wohl deinen Braunen recht angetrieben, daß du schon da bist! du dürftest dir auch einmal ein anderes Pferd gönnen.“ „Ich warte nur auf eine Gelegenheit“, fuhr's dem Hans heraus, er wußte nicht wie. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so trat aus einer Gruppe von Männern einer mit schlauer Miene auf ihn zu und sagte: „Sie wünschen ein Pferd zu kaufen, ich weiß Ihnen eine ausgezeichnete Gelegenheit.“ „O solche Eile hat es nicht“, wollte Hans antworten, aber da rief der Berghofbauer höhniisch lachend dem Roszhändler zu: „Gebt Euch keine Mühe, es ist dem Lindenhofer doch nicht Ernst!“ Hans biß sich in die Lippen. „Zeigt mir Euer Pferd“, wandte er sich gegen den Roszhändler. . . .

Am Abend des Markttages fuhr Hans mit einem schönen Rappen heimwärts. Als er in die Nähe des Eichgutes kam, setzte er sich zu recht, stolz im Gefühl, daß der Rappe wohl so schön sei, als des Berghofers Fuchs. Rosi, die vor dem Hause mit Zurüsten von Gemüse beschäftigt war, rief ihm zu: „Ja, was ist denn das? Wo hast du denn deinen Braunen, Hans?“ „Den Rappen da habe ich gegen den Braunen eingetauscht und noch ein Ordentliches draufbezahlt“, war Hansens Antwort. „Den Braunen hast du weggegeben, das hast du über dich gebracht?!“ Sprach's, wandte ihm den Rücken und verschwand in der Haustür. Dem Hans wollte es das Herz zusammenschnüren. Ja, das hatte er über sich gebracht. Rascher als sonst fuhr er seinem Hofe zu. Dort stand ein alter Nachbar. Der besah sich lange prüfend das neue Pferd. „Hast da ein schönes Tier, Hans. Ob es aber kräftig und gesund ist, weiß ich nicht; es ist ja über und über mit Schweiß bedeckt, und du hast doch sonst nicht die Gewohnheit, unsinnig zu fahren.“ — Der alte Hausknecht des Lindenhofes schüttelte den Kopf und murmelte: „O mein armer Brauner!“ — Hans war einsilbig; er gab nur den kurzen Befehl, man solle den Rappen gut abreiben und in wollene Decken hüllen. Dann sah er noch überall nach, ob alles in Haus und Hof in Ordnung sei, wie das einem rechten Bauern geziemt, und ging früh zu Bette. Aber Stunde auf Stunde verstrich; der Schlaf kam nicht. Drei Gedanken quälten ihn: Warum hatte er eigentlich den treuen Braunen weggegeben? — Rosi wird nun ganz schlecht von ihm denken! — Und der alte, erfahrene Nachbar, hat er recht, wenn er meint, es sei etwas nicht ganz richtig mit dem Rappen? — Da fiel ein Mondstrahl durchs Fenster in die Stube an die Wand, gerade auf die Stelle, wo die alte Pfeife des seligen Vaters hing. Mit dem Anblick dieser Pfeife stieg ein vierter quälender Gedanke in Hans auf. Wie oft hatte der Vater gesagt: Es tut nicht gut, wenn ein Bauer seine Lebware ohne Grund verkauft oder vertauscht. Das bringt keinen Gewinn und kein Glück! — Warum hatte er eigentlich seinen Braunen verkauft? Aus Eitelkeit, aus Trotz gegenüber

diesem Berghofer, mußte Hans sich eingestehen. Das war nicht bloß einfältig, sondern sogar ein entschiedenes Unrecht. Unrecht aber, das hatte der selige Vater so oft gesagt, soll man, sobald man es erkannt hat, wieder gut zu machen suchen. „Das kann ich auch, wer hindert mich daran, den Braunen zurückzukaufen?“ rief Hans und sprang mit einem Satz aus dem Bett. In aller Frühe wollte er zur Stadt. Noch war alles still ringsum. Bald stand er vor der Stalltüre. Zögernd öffnete er sie. Kaum eingetreten, fuhr er entsetzt zurück. Was war das? Da lag der schöne Rappe am Boden hingestreckt, tot. Das bestätigte der rasch herbeigerufene Tierarzt. Hans eilte in die Stadt, den Roßhändler aufzusuchen. Dieser zeigte sich bestürzt und versprach, den Braunen, den er schon aufs Land verkauft hatte, in einigen Tagen Hans wieder zuzuführen. Hans aber, der sein Vertrauen in den Händler gründlich verloren hatte, ging zu einem Rechtsanwalt, um sich über das Vorgehen gegen jenen beraten zu lassen.

Die von dem Anwalte eingezogenen Erkundigungen ergaben was folgt:

Der Rappe hatte während einer Reihe von Jahren einem guten Herrn gedient, der ihn einst für kurze Zeit einem Freunde leihweise überließ. Infolge von Überanstrengung wurde das Pferd seinem Herrn krank zurückgegeben und war zum frühern Dienst nicht mehr tauglich. Eines Herzfehlers wegen bedrohte jede größere Anstrengung sein Leben. Der Herr wollte aber seinen lieben Rappen nicht längeren Leiden aussetzen, und da er eine größere Reise antreten mußte, übergab er ihn einem wie er glaubte vertrauenswürdigen Manne, welcher dafür sorgen sollte, daß das kranke Tier möglichst rasch und schmerzlos vom Leben zum Tode gebracht würde. Dieser erzählte einem Roßhändler von seinem Auftrag. Der Händler besah sich sofort das Pferd, sagte, es sei jammer schade, ein solches Tier zu töten, da es wohl noch einige Jahre gute Dienste leisten könne, u. s. w. u. s. w. Kurz, der Händler brachte den Mann dazu, sein dem Herrn des Pferdes gegebenes Versprechen zu brechen und gegen einen hübschen Anteil am Geld, das aus dem

Verkauf erlöst werden würde, ihm das Tier zu überlassen. So kam es an Hans.

Als der ganze Vorgang dem Rechtsanwalt bekannt geworden war, erließ dieser an den Roßhändler die Aufforderung, sofort Hans entweder den Braunen heil und gesund wieder zu verschaffen oder den wahren Wert desselben zu ersetzen; dazu ihm das Geld, das Hans für den Rappen noch in bar hatte darauflegen müssen, zurückzuerstatten; andernfalls erfolge sofortige Strafanzeige wegen Betruges. Der Roßhändler ließ nicht auf sich warten. Kaum hatte er die Aufforderung des Rechtsanwaltes erhalten, erschien er bei demselben und erklärte sich zu allem, was von ihm verlangt werde, bereit. Dem Herrn des Rappen wurde der Vorgang gemeldet und ihm anheimgestellt, gegen seinen wortbrüchigen Vertrauensmann Schritte zu tun.

„Gehren wir zu Hans zurück! Sobald er seine Geschäfte erledigt hatte, machte er sich auf den Heimweg, froh, niemand zu begegnen. Denn nun war doch schon dem ganzen Dorf sein Mißgeschick mit dem Rappen bekannt geworden, und an schadenfrohen Menschen fehlt es nie. Bei der Mühle, die an seinem Wege lag, wollte er eines Auftrages wegen eintreten. Dort traf er Kosi. Ernst sprach sie zu ihm: „Du hast recht Unglück gehabt mit dem Rappen, Hans.“ „Ich habe wohl eine Strafe verdient“, erwiderte dieser. „Aber ich hatte schon letzte Nacht, ehe ich wußte, daß der Rappe tot im Stalle liege, den Entschluß gefaßt, meinen Braunen zurückzukaufen, koste es was es wolle.“

In Kosis blauen Augen leuchtete es freudig auf. „Du bist also nicht der Trozkopf, für den ich dich gehalten habe.“ Mehr konnte sie nicht sagen; denn es traten einige junge Bauern herzu. „Ei, sieh' da, der Hans!“ spöttelten sie; „der versteht den Roßhandel, von dem kann man etwas lernen.“ „Ja, aber man kann auch noch etwas anderes von ihm lernen“, unterbrach sie Kosi, breit vor die Bursche sich hinstellend. „Wie man einen begangenen Fehler wieder gut macht, das kann man auch von ihm lernen!“ „So, so“, meinten die Bursche etwas betroffen und zogen ihres Weges weiter. Es waren weniger die Worte Kosi's, als daß

sich das im ganzen Dorf hochangesehene, sonst so zurückhaltende Mädchen des Hans annahm, was ihnen Eindruck machte. „Du wirst noch manches hören müssen, Hans; aber ich will dir den Spott tragen helfen.“ Wie erschrocken über ihre eigenen Worte, lief Kosi von Hans weg, dem Eichgut zu. — — —

Hans hatte sein Geschäft in der Mühle vergessen. Rasch und leicht wie auf Schwingen gelangte er nach Hause. Hier verbreitete die Nachricht, daß der Braune in einigen Tagen wiederkommen werde, große Freude. Hans glaubte, er werde die Nacht wieder schlaflos zubringen, diesmal vor lauter Glück. Aber bei wahren Glück wohnt Friede. Und auf einen friedlichen Menschen senkt sich der Schlaf zur rechten Zeit gern nieder.

Frühmorgens ward Hans durch Pferdegetrappel, fröhliches Wiehern und Menschenstimmen geweckt. „Was giebt's da unten?“ rief er zum Fenster hinaus. „Der Braune ist da!“ war die Antwort. „Kommt schnell herunter, Meister; er hat Cuere Stimme gehört; er will zu Euch hinauf!“ Und wahrhaftig, schon klangen die untersten Stufen der hölzernen Treppe unter den Hufritten des ungestümen Tieres. Nur mühsam vermochte Hans es zurückzudrängen. Nach zärtlicher Begrüßung des Meisters sprang der Braune wie ein Füllen im Hof herum, voll Glück und Selbstgefühl. War er sich doch erst jetzt bewußt geworden, welch ein Kenner er sei. „Der Braune muß ja durchgebrannt sein“, sagte Hans; „denn der Roßhändler kann ihn unmöglich schon zurückhalten haben.“

Sowohl war er durchgebrannt. Und zwar — um uns eines bei vielen Menschen heutzutage beliebten Ausdruckes zu bedienen — zielbewußt! Mit großer Intelligenz hatte er den Weg von seinem neuen Stalle, in welchem er sich mit Gewalt losgerissen, bis zur Stadt gefunden. Von hier, wo noch alles im Schlummer lag, bis zum Lindenhof ging's im Galopp.

Dem neuen Meister, welchem gemeldet worden, der Braune befinde sich wieder auf dem Lindenhof, war diese große Anhänglichkeit des Pferdes an seinen frühern Herrn nicht bequem; er fürchtete Wiederholungen. Daher kam ihm der

Antrag des Roßhändlers, den Braunen gegen Erstattung des Kaufpreises zurückzunehmen, d. h. bei seinem alten Herrn zu lassen, nicht unangelegen.

Ohne Verzug erlegte der Roßhändler auch beim Rechtsanwalt den Barbetrag, den Hans bei dem Tauschhandel ihm hatte bezahlen müssen.

Sechs Wochen später fuhren Hans und Kosi mit dem glänzend gestriegelten Braunen als Bauer und Bäuerin durchs Dorf. Auch diesmal begegnete ihnen der Berghofer. Verlegen grüßte er das Paar. Mit bedeutungsvoller Miene wandte sich Hans gegen seine Frau; er behauptete steif und fest, sein Brauner habe dem besiegten Gegner einen triumphierenden Blick zugeworfen.

* * *

Benige Jahre sind seither verstrichen. Auf dem Lindenhof herrscht fröhliches Gedeihen. Hans und Kosi sind glückliche Eltern gesunder, munterer Kinder. Ihr Wohlstand mehrt sich von Jahr zu Jahr. Sie zählen zu den angesehensten Dorfbewohnern und erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Zwischen ihnen und dem Berghofer besteht keinerlei Verkehr. Eines Abends ruft Hans seine in der Küche beschäftigte Frau in die Wohnstube. Er hält das kantonale Amtsblatt in der Hand und weist auf eine Stelle hin, die Kosi lesen sollte. Was war da zu lesen? Des Berghofers Name unter den „fruchtlos gepfändeten“ Schuldnern.

Druckfehlerteufel.

Bei einem berühmigten Einbrecher wurden mehr als 20 Ohren gefunden. Die Eigentümer derselben können solche bei der Polizeidirektion in Empfang nehmen.

Hübsche Sardinen, der Meter zu 50 Rappen, sind zu verkaufen.

Gut abgeführt.

Gast (im Restaurant zum Kellner): „Das Roastbeef ist sehr zähe.“ Kellner (froh): „Da müssen Sie sich beim Ochsen beklagen.“ Gast: „Das tu' ich ja soeben!“

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst, da bleib' ich auch. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist mein Volk. Wo du stirbst, da will auch ich begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden.“

„Hätten wir den Spruch befolgt, wär's besser gegangen“, sagte die Elsbeth. Wir sind nur einmal miteinander wohin gegangen, darüber wir uns schämen müssen. Wir haben's böse machen wollen, aber Gott hat's gut gemacht. Mit der Andreasnacht ist's nichts und mit all dem Aberglauben. Aber gelt, Mann, wir sind doch kuriert worden?!“

* * *

Seit dem Tage ging's noch besser zu im Hof, der ganze Ort wunderte sich, wenn die zwei allsonntäglich miteinander zur Kirche kamen. Die Elsbeth kriegte ihre roten Backen wieder, und der Storchenpeter machte ein so fröhliches Gesicht, als wollte er sagen: „Bin ich nicht der glücklichste Mensch im Ort, und hab' ich nicht die beste Frau von der Welt?“ Weil sie keine Kinder hatten, waren sie freilich betrübt. Dafür hatten aber andere Leute Kinder, an denen man Gutes tun konnte. Und weil einmal die Liebe bei den Storchenpetersleuten brannte, so schlugen auch die Flammen zum Hof hinaus.

Eines Tages brachte der Peter zwei Kinder an der Hand. Das waren seines Schwagers Kinder, die Kinder von der Elsbeth Schwester, die vor zwei Jahren gestorben war. „Elsbeth, da hab' ich zwei Kinder für dich, wenn du sie haben willst, sie sind auch dein Fleisch und Blut, und sind arme Würmlein, weil sie keine Mutter haben.“ Die Elsbeth fiel ihrem Mann um den Hals und dankte ihm. „Ach, Peter,“ sagte sie, „ich hab' manchmal dran gedacht, seitdem wir wieder gut sind, wir sollten dem lieben Gott ein Dankopfer bringen, und ich hab' nicht gewußt wie. Denn weil die Kinder von meiner Verwandtschaft sind, hab' ich's nicht sagen wollen.“

Der Peter lachte und sagte: „Elsbeth, weißt du nicht, wie's im Hochzeitstext heißt: „Dein Volk ist mein Volk.“ So sollen wir auch hier zueinander sprechen. Wenn die Kinder ein-

schlagen, so soll ihnen der Hof gehören, wenn wir einmal sterben.“

Die Kinder wurden angenommen und schlugen ein und wurden ein neues Band zwischen den Eheleuten. — Wer von den Leuten auf dem Hof noch lebt, darf der Verfasser nicht verraten, denn es ist ihm im Vertrauen gesagt worden. Aber was er sagen darf, will er nicht verschweigen:

1. Ein jeder besinne sich, ehe er zu zweien reist, ob der Kamerad zu ihm passe.

2. Wenn man aber auf der Reise ist, muß man miteinander Geduld haben und sich in- einander schicken.

3. Wer sich durch den Glauben regieren läßt, braucht durch den Aberglauben nicht kuriert zu werden.

4. Den Tod allezeit vor Augen haben, heißt einen guten Lehrmeister haben, und wenn man im Leben immer so weich und friedvoll gegen- einander wäre wie am Sarg, so würde es in mancher Ehe auch anders aussehen.

Aus einer Verteidigungsrede.

„Daß der Angeklagte ein gutes Herz hat, geht schon daraus hervor, daß er die gestohlenen Sachen seiner Schwiegermutter geschenkt hat.“

Ganz wichtig.

Vorsitzender: „... Haben Sie nun noch irgend etwas Wichtiges zu sagen?“

Zeuge (Wirt): „Ja, Herr Präsident, in einer Stunde wird bei mir frisch angestochen!“

Amtsstil.

„Die vom Staatsanwalt mehrfach angezogenen Damenstrümpfe kann man dem Angeklagten nicht wohl in die Schuhe schieben, da er nach Lage der Sache berechtigt war, dieselben als herrenlos anzusehen.“

Nicht möglich.

Richter: „... Auch sollen Sie mit einem vollen Bierkrüge auf den Kläger geschlagen haben!“

Angeklagter: „Aber, Herr Richter, ich und ein volles Bierglas — das geht doch nicht miteinander!“

Wohl jedem Touristen der Alpenwelt sind die sogenannten „Marterln“ bekannt, kleine Holzbildchen, Tafeln oder Kreuze mit Inschriften, die das Andenken an ein an der betreffenden Stelle geschehenes Unglück wachrufen sollen. Die Inschriften sind nicht immer dem Anlaß entsprechend ernst gehalten, sondern bergen mitunter einen derben und mutwilligen Humor. Hier einige Beispiele:

Aufi stieg ich frisch und munter
Viele Stunden lang,
Doch der Teufel holt mich nunter,
's war nur a Moment!
Bockelberger is hier abigestürzt.

Da ist ein kurzsichtiger, gelehrter Herr bei einer Bergpartie abgestürzt und verunglückt; das Marterl erhält daher die Inschrift:

Da hat er sich wohl arg verhaut,
Der Herr Professor Malten:
Er hat die wilde Partnachklamm
Für a Himmelbettstatt g'halten,
Gott laß ihm leuchten 's ew'ge Licht,
Damit er besser sieht.

Ein Bauer ging abends über den Steg; derselbe brach, der Bauer fiel hinab und ertrank. Das Marterl sagt uns mit lakonischer Kürze:

Bruckerl ganga,
Bruckerl brocha,
Obig g'fall'n,
Dasoffa.

Hier ruht Herr Joseph Damm,
Er starb durch einen Sturz vom Damm,
Eigentlich hieß er Joseph Beim,
Aber es geht nicht wegen dem Reim.

An einer andern Stelle befindet sich eine Tafel mit der tiefsinnigen Betrachtung:

Die G'schicht is einfach:
Z'erst an Rutsch
Und nachher war er futsch!

Unter einem Muttergottesbilde finden wir die Inschrift:

In drei Sekund'n
War er unten,
Man hat'n gar nöt g'funden.

Ein Marterl kündigt von einem Bauer, der im Schnee versunken und erfroren ist, an:

Auf'm Griesbichlhorn
Is der Schwärmer Sepp derforn,
Hätt' er auf'n Sommer g'wart, der
Schwärmer,
Dort wär's auf'm Griesbichlhorn wärmer.

Wieder an einer anderen Stelle verkündet eine schmucklose Holztafel:

Da verunglückt sich ein junger
Doktor der Mähdezin aus Berlin
Und war im Augenblick hin.

Und von einem halbzerfallenen Brett lesen wir noch die Worte:

Er lebte fromm und schlicht
Und verlor hier 's Übergewicht.

Aus der Anzahl von Marterln führen wir nur noch eins hier an:

G'stiegen sein wir bis zum Spitz,
I und der Schneiderfritz,
Die Außensicht ist prächt' g'wesen,
Z'erst hab'n wir Käs und Butter gef'n,
Glei' d'rauf an Purzelbaum g'macht,
Da hab'n uns alle Knochen kracht.
Der Herr geb uns die ewige Ruah.
Bom Bergsteig'n hab'n wir gnuah.

Grabschriften.

Bei dem Grab eines Soldaten stand am Kreuztafel:

Hier ruht Herr Johann Schinabeck,
Im Frieden sanft, im Kriege keck,
Ein Engel war er diesseits schon
Und G'freiter beim 4. Jägerbataillon.

Oder:

Ein anderes Tafel im Kirchhof lautet:
Im Leben wie Zinnober,
Im Tode kreidebleich,
Er starb am 1. Oktober,
Am 3. war die Leich.

Für Vinzenz Valenta, Oberlieutenant des Pionier-Regimentes 1888, welcher beim Abstieg im Nebel sich zu Tode fiel 24./IX. 1888.

Erlaubnis des Siegers aus ihrer peinlichen Lage befreit werden dürfe. Grollend unterzog sie sich und gelobte vollständige Unterwerfung. Daraufhin wurde sie aus dem Wasser gezogen und in ihr Zimmer geführt, wo die beiden Gatten sich ausföhnten. Während einigen Tagen war sie wie geschlagen und ging still und stumm herum; nach und nach fand sie sich in ihr Schicksal; und sie hielt ihr Gelübde, widersprach ihrem Manne nie mehr und tat ihm zulieb, was sie ihm an den Augen absehen konnte.

Seit diesem Tage heißt es, daß wer im Hause befehlt, sei es nun Mann oder Frau, die Hose trägt.



Meiner Tochter Mitgift.

(Nachdruck verboten.)

„Also mein lieber Jan, was gibt es denn eigentlich? Du stehst hier vor mir wie ein Stück Holz, drehst deine Kappe in den Händen herum und balancierst bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuß, wie der

Storch auf des Nachbars Dache.“

„Ja, das ist wohl wahr, Meister Rhenoster; aber ich kann es doch nicht sagen.“

„Laß nur hören; aber erst setze dich auf den Schemel hier und sprich vernünftig, damit man dich nicht für dumm hält.“

„Alle Wetter, Meister! — Nicht wahr, Mine-Guite ist doch sehr schön?“

„Du scheinst mir keinen schlechten Geschmack zu haben; wo hinaus willst du damit?“

„Meiner Seel, da Sie es durchaus wollen, nehme ich meine ganze Courage und sage Ihnen: Meister Rhenoster, ich — ich — —“

„Was, ich — ich —?“

„Ich liebe Ihre Tochter! — Sind Sie böse darüber?“

„Warum soll ich darüber böse sein; ich liebe sie ja auch. Jedermann hat meine Tochter gerne, nicht wahr?“

„Das ist schon richtig; aber Meister, ich — ich liebe sie nicht so wie die andern. Verstehen Sie mich?“

„Wie, was meinst du damit?“

„Meiner Sir!“ schrie Jan, sich zu einem heroischen Entschluß aufraffend, „was soll ich da lang erzählen, Meister? Geben Sie mir Ihre Tochter Mine-Guite zur Frau! — Jetzt ist es überstanden.“

Meister Rhenoster nimmt die Brille von der Nase und legt sie auf den Arbeitstisch gleich neben den Pfriem; dann schüttelt er seine Lederschürze aus und wirft einen forschenden Blick in den hinteren Teil des zugleich als Werkstatt dienenden Gewölbes. Dort sitzt ein junges Mädchen von 17—18 Jahren, schön wie eine Rafaelsche Madonna, mit blondem, lockigem Haar und klaren, azurblauen Augen; die letzteren hält sie auf eine Stickerie niedergeschlagen. Wie es wohl gekommen sein mag, daß die sonst etwas bleichen Wangen von einem intensiven Karmin überhaucht waren und einer erblühenden Monatsrose glichen, wird gewiß jedermann leicht erraten.

Als der Vater ihr eine kleine Weile still zugehört, greift er wieder zu seinem Handwerkszeug, und ohne eine Silbe zu sprechen, arbeitet er lustig drauf los.

Nach Verlauf von weiteren peinlichen zehn Minuten faßte sich Jan noch einmal Mut zu der Frage:

„Mißfällt Ihnen mein Antrag, Meister? Sie antworten ja gar nicht!“

„Was soll ich dir denn antworten, armer Teufel. Weißt du, über manche Sachen kann ich nichts sagen, denn sowie ich den Mund aufmachen will, zieht es ihn mir immer wieder zusammen, als ob ich eine grüne Wispel drin hätte.“ Und sich an seine Tochter wendend fügt er hinzu: „Mine-Guite, hast du heute schon meinen Garten begossen?“

„Noch nicht, Vater.“

Bevor Mine-Guite diese kurze Antwort beendet und ihre großen blauen Augen wieder auf die Stickerie niedergeschlagen, war Meister Rhenoster schon von seinem Dreibein aufgesprungen und ergriff eine Wasserkaraffe. Um seinen Garten zu begießen, brauchte er den Arm nur über den schmalen Arbeitstisch auszustrecken, denn der Garten bestand aus einer fußbreiten und drei fuß langen Kiste, in welcher

ungefähr ein Duzend Tulpen, zur Zeit alle in voller Blüte, kultiviert wurden. Einen anderen Garten hatte Meister Rhenoster nie besessen.

Ehe ich jedoch weitererzähle, fühle ich mich zu der Erklärung gezwungen, daß Vorstehendes sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in der noch heute durch seine Tulpenzucht berühmten holländischen Stadt Haarlem ereignete.

Der arme Jan wußte nicht, was er davon denken sollte, und die Nachbarin, welche an der Hintertür horchte, will einen deutlichen tiefen Seufzer den rosigen Lippen Mine-Guites entschlüpfen gehört haben. Meister Rhenoster besaß nämlich das Talent, die zwölf Tulpen eine Viertelstunde lang zu begießen. Jan geriet ganz außer sich, er verlor den Verstand. Doch behaupten wir nicht zu viel; was er nicht besaß, konnte er nicht verlieren, und so verlor er nur die Geduld.

„Meister Rhenoster!“ beginnt er von neuem und legt in seine sonst zaghafte Stimme einen gewissen Nachdruck, „mein Glück, ja noch mehr wie das, mein Leben hängt von dem ab, was ich Ihnen gesagt. Antworten Sie mir doch, ja oder nein!“

„Nein!“ platzt der Meister heraus und läßt den letzten Wasserguß auf seine Tulpen fallen.

Darauf setzt er sich wieder zu seiner Arbeit, und nachdem er noch mit einem Blicke die beiden jungen Leute gestreift, denen jeder Tropfen Blut aus den Wangen entflohen, beginnt er: „Du bist ein ordentlicher Bursche, Jan; nicht liederlich, ein tüchtiger Arbeiter, zwar etwas einfältig, doch das tut in der Ehe nichts. Mine-Guite ist nicht nur ein schönes Mädchen, sondern auch eine brave Tochter. Ihr würdet ein prächtiges Paar abgeben, aber — —“

„Was aber, Meister Rhenoster?“ fragt Jan am ganzen Leibe zitternd.

„Wenn ihr es wissen wollt, meine lieben Kinder, weil keines von euch beiden auch nur einen Rixdaler im Vermögen besitzt, und weil man in unserem Jahrhundert nicht von der Liebe satt wird.“

„Ich werde arbeiten!“ versichert Jan.

„Bleibt dann die Arbeit aus und statt dessen kommt der Doktor ins Haus? — Da wir schon einmal dabei sind, muß ich euch gleich alles

sagen. Was geschähe dann, wenn euch das Unglück verfolgte; was würdest du anfangen, Jan? Ich will nicht gerade sagen, daß du dumm bist, aber ich kann dich auch nicht zu den Leuten zählen, welche sich zu helfen verstehen und eine Tulpe zur richtigen Zeit zu begießen wissen.“

„Was gehen denn mich die Tulpen an, wenn nur — —“

„Wie, was? Das klingt ja sonderbar. Wer die Blumen nicht liebt, ist auch kein Freund der Tugend. Zumal die Tulpe; ist sie doch die schönste der Blumen, Tulipa Gesneriana nennen sie die Gelehrten.“

„Was kümmern mich Ihre Tulpen?“

„Da, schau her, du Bedauernswerter! Betrachte dir diese Tulpe in der Mitte des Kastens. Seit sieben Jahren pflege ich dieses Kleinod, welches ich selbst aus Samen erzog; zwischen ihr und Mine-Guite theile ich meine ganze Liebe. Wie herrlich prangt meine Tulpe in weiß, rosa, rot und gelb! Tag und Nacht bin ich um sie besorgt; sie erfüllt alle meine Gedanken; mein Trost, mein Schatz, mein — —“

„Hol' der Teufel die Tulpen!“

„Hinaus mit dir!“ ruft Meister Rhenoster, durch diese Mißachtung in Wut geratend. „Hinaus mit dir, und laß dich nie wieder bei mir sehen!“

Die Nachbarin, welche sogar gewagt hatte, durch das Schlüßelloch zu schauen, erzählt, daß Mine-Guite sich gar nicht gerührt habe; nur die Stickerie entschlüpfte ihren zitternden Händen und glitt in den Schoß. Ihren Augen entrollten Perlen, welche auf dem bleichen Gesichtchen erglänzten wie die Taupropfen des Morgens in schlanken Lilienkelchen.

Acht Tage waren seitdem vergangen, und der arme Jan hatte es noch nicht wieder gewagt, sich bei Meister Rhenoster sehen zu lassen. Von Morgen bis Mittag und von Mittag bis in die sinkende Nacht sah man ihn die Straße auf und ab wandeln, in welcher der alte Schuster seinen Laden hielt. Der Nachbarin fiel es auf, daß von Morgen bis Mittag und von Mittag bis in die sinkende Nacht Mine-Guite sich nicht von ihrem Sessel rührte, welcher, hinter dem Dreibein des Vaters postiert, ihr vollen Ausblick auf alle Passanten gewährte. Zu ihrer Zer-

streuung folgte sie allen mit den Blicken; nur einem nicht, bei dessen Anblick sich ihre Augen trübten.

Auf seiner täglichen Promenade begegnete Jan stets einem Fremden, welcher ebenso wie er vor der Schusterbutike herumflankierte. Jan hielt denselben seiner äußeren Erscheinung und seinem Auftreten nach für eine distinguierte Persönlichkeit und täuschte sich hierin auch nicht. Der Fremde war ein englischer Pair, Lord Harwood oder so ähnlich, denn die Nachbarin, welcher wir diese Geschichte verdanken, ist schon hübsch alt und erinnert sich des Namens nicht mehr genau. In Jan erwachte die Eifersucht; er beobachtete, wie Mylord jedesmal, wenn er bei seinem verlorenen Paradiese vorüberging und Mine-Guite auf ihrem Sessel thronte, vor dem halboffenen Fenster mit dem Monocle im Auge einen Moment verweilte und Ausrufe hören ließ, welche dem verliebten Narren durchaus nicht gefielen.

An einem in den Annalen der Stadt Haarlem für ewige Zeiten verzeichneten Tage wählte sich Jan in allen sieben Himmeln, denn Meister Rhenoster hockte diesmal nicht auf seinem Dreifuß, und die schöne Mine-Guite, deren Sterne heute vielleicht auch weniger umflort waren, hatte ihrem geliebten Freund einen langen, sehnsuchtsvollen Blick zugeworfen. Dieser Blick ergriff den unglücklichen Liebhaber so mächtig, daß er wie in Marmor gebannt und auf dem Pflaster angenagelt vor des Schusters Fenster stehen blieb, sich ganz der seligen Wonne überlassend.

Aus dieser süßen Träumerei ward er ziemlich unsanft erweckt. Der Fremde, Mylord Haarwood, klopfte ihm nämlich vertraulich auf die Schulter:

„Sie scheinen ein Kenner zu sein, junger Freund; finden Sie sie auch sehr schön?“

Jan fährt auf; mit wilder, trotziger Miene blickt er dem Fremden dicht in die Augen, wagt jedoch aus Klugheit nichts zu erwidern, denn Mylord schien es mit zwei solchen Jan aufnehmen zu können.

„Nun also!“ fährt der Engländer fort, ihn derb am Arme schüttelnd, „halten Sie sie nicht auch für die Schönste unter den Schönen?“

„Ganz gewiß, Herr, aber — —“

„Welch schmiegamer, eleganter, graziöser Wuchs!“

„Wohl wahr.“

„Ich wette, ihr Herz ist ebenso rein und ohne Fehl!“

„Davon bin ich überzeugt.“

„Wie das herrliche Rot, welches sie der Rose streitig macht, sich von dem glänzenden Weiß prächtig abhebt!“

„Dem stimme ich zu.“

„Welch majestätische Erscheinung!“

„Ganz wohl.“

„Eine vollendete, einzige Schönheit; das vermag niemand besser zu beurteilen als ich, der so unendlich viele gesehen hat.“

„Was Sie sagen!?“

„Glücklich, wer sie besitzen würde! Das Schicksal hat gesprochen; ich bin närrisch verliebt in sie; sie muß mein werden.“

„Ein wenig Geduld, lieber Herr; wir sind ihrer zwei.“

„Ich werde sie bekommen, koste es, was da wolle.“

„Halt! sage ich. — Ich heiße Jan, und Jan behauptet, Sie werden sie nicht bekommen.“

„Ich kümmere mich um Jan auch nicht einen Pfifferling; gleich jetzt will ich unterhandeln mit ihrem — —“

„Das werden Sie nicht!“ schreit Jan, den die Eifersucht wütend macht. „Sie unterhandeln nicht, oder — —“

Dies letzte Wort begleitete er mit einer gegen den Engländer gerichteten Drohgebärde und verstellte ihm den Weg zu Meister Rhenosters Schwelle. Mylord bleibt stehen, mißt den jungen Menschen von Kopf bis zu den Füßen und fragt kaltblütig:

„Mir scheint, Master Jan, Sie lieben sie auch!“

„Ja wohl!“

„Sie wollen mir ihren Besitz streitig machen?“

„Bis in den Tod!“

„Das kann ich nur achten, denn es beweist, daß Sie einen ebenso guten Geschmack besitzen, wie ein Gentleman, obgleich Sie wie ein armer Teufel aussichauen. Die Angelegenheit wollen wir gleich in Ordnung bringen.“

Ohne ein weiteres Wort entledigt sich Mylord seines Hutes, der Halsbinde, seines Rockes und

legt dies alles sehr sorgfältig auf die steinerne Einfassung eines Brunnens. Dann schlägt er die Hemdärmel zurück, ballt die Fäuste, so daß die Muskeln spielen, und nimmt mitten in der Straße die Stellung eines Boxers an, der seinen Gegner erwartet.

Mit großen Augen und ohne sich zu rühren folgt der arme Jan diesen Vorbereitungen; er hatte keine Idee von den exzentrischen englischen Gewohnheiten und am allerwenigsten von den Absichten des edeln Lord. Doch ein unfürkliches Gefühl der Furcht veranlaßt ihn, in einen Kreis von Bekannten zu treten, welche sich während der heftig geführten Unterredung angesammelt hatten.

„Das gehört dir, Bursche!“ ruft Mylord, und zugleich wird Jan von einem Stoß mit dem Kopfe vor die Brust getroffen, daß er mehrere Schritte zurücktaumelnd auf das Pflaster fällt. Aufbrüllend erhebt er sich wieder und stürzt wie ein Tiger auf den Engländer; er führt einen so kräftigen Hieb nach seinem Gegner, daß dessen von ihm getroffenes, blaues Auge sofort in allen Farben spielt.

„Bravo, Jan!“ ruft Mylord, „das hätte ich dir nicht zugetraut.“

Unser Engländer, der in dieser Art des Zweikampfes sehr gewandt schien, stürzt sich noch viermal auf Jan, daß derselbe jedesmal den Erdboden küßte; er läßt ihm nur die Zeit, sich zu erheben, um wieder niedergeworfen zu werden. — Der beklagenswerte Liebhaber fühlt alle Glieder gebrochen.

Plötzlich erscheint der nach Hause rückkehrende Meister Rhenoster auf dem Kampfplatze. Kaum hatte er das Schlachtopfer erkannt, als er auch, seinen Zorn gegen Mine-Guites Liebhaber vergebend, sich zwischen die Kaufenden stürzt und die Nachbarn zum Beistand auffordert.

„Aber ich will nicht!“ schreit Jan, „lieber sterben; er soll mich totschlagen. Solange ich atme, bekommt er sie nicht!“

„Ich sage dir, sie wird mein, und wenn ich noch ein Duzend solcher Gegner niederwerfen müßte.“

„Nein!“

„Ja!“

„Nein, sage ich, nein!“

„Und ich wiederhole dir, ja! — Soll ich dich noch einmal zu Boden schlagen?“

Beide Gegner versuchten, sich von den Leuten, welche sie zurückhalten, loszureißen und sich aufeinander zu stürzen; jedoch vergebens.

„Was gibt's denn eigentlich?“ mischt sich Meister Rhenoster unter die Streitenden. „Sprechen wir uns ruhig aus; warum raucht ihr denn?“

„Mine-Guite!“ — „Die Tulpe!“ rufen beide zugleich sprechend.

„Mine-Guite?“ fragt der Engländer. „Was ist denn das?“

„Die Tulpe?“ spricht Jan. „Wie, die Tulpe wollen Sie heiraten?“

„Wer redet von Heiraten. Ich kaufe sie und damit basta!“

Als Mine-Guites Liebhaber einsah, daß Mylord nicht sein Rivale, streckt er diesem freudig die Hand entgegen.

„Mijnheer, ich hatte unrecht und bitte wegen der Prügel, die Sie mir ausgeteilt haben, um Entschuldigung.“

„Mein braver Jan, ich durchschaue die ganze Sache jetzt. Du bist ein tüchtiger Bursche, der sogar mit einem Englishman boxt. Jetzt aber wollen wir zu dem Vater der Tulpe gehen.“

„Mine-Guites Vater, wollten Sie sagen.“

„Nun ja, Blume für Blume; das bleibt sich doch einerlei.“

Rhenoster lüftet ehrfurchtsvoll seine Kappe, schreitet Mylord voran, und alle drei betreten des Schusters Laden, wo sie Mine-Guite in Tränen aufgelöst finden. Das arme Kind hatte vom Fenster aus die Vor- und Hinfälle auf der Gasse in allen ihren Details gesehen. Der Engländer, welcher ohne Umstände zu machen auf dem einzigen ihm von Mine-Guite überlassenen Sessel Platz genommen, ergreift das Wort:

„Meister Rhenoster, Ihr Herz ist ungeachtet Ihres Namens hoffentlich nicht so hart als die Haut des Rhinoceros. Diese Kinder lieben sich, also müssen sie sich auch heiraten.“

„Um Ihnen, Mylord, angenehm zu sein, würde ich mit dem größten Vergnügen zustimmen; doch ist dies unmöglich.“

„Warum das?“

„Weil ich meiner Tochter keine Mitgift geben kann und Jan kein anderes Vermögen besitzt, als seine gesunden Hände.“

„Die Hände sind nicht zu verachten“, lacht Mylord, sich mit einem feinen Batisttuch über das schwarzgefärbte Auge fahrend. „Ihre Vorsicht kann ich nur billigen, denn mit nichts von beiden Seiten läßt sich nicht leben. Doch hören Sie meinen Vorschlag. Sie besitzen eine sehr schöne Tulpe; verkaufen Sie mir diese, und die Summe, welche ich Ihnen zahle, geben Sie Ihrer Tochter als Mitgift.“

„Wie ich sehe, sind Mylord Kenner. Vor sieben Jahren säete ich diese Tulpe, und jetzt entfaltet sie zum erstenmal ihre Blumen in voller Schönheit.“

„Ich weiß, ich weiß! — Ich zahle für Ihre Tulpe fünfhundert Pfund Sterling als Aussteuer für Ihre Tochter unter der Bedingung, daß sie den braven Jan heiratet. Sind Sie einverstanden?“

„Mylord, ich weiß nicht, in welcher Weise Ihnen für so viel Güte und Großmut meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und doch wage ich noch die Bitte, daß meine Tulpe den Namen bekommt: „Meiner Tochter Mitgift!“

Wichtiger Ausspruch.

Wenn der Kopf das Licht des Herzens ist, so ist das Herz das Leben des Kopfes.

Coleridge, engl. Dichter und Philosoph,
1772—1834.

Seltene Dienstreue.

Im März 1902 starb in Raft (Amt Meßkirch, Großherzogtum Baden) ein 71-jähriger Knecht, der seit seinem 9. Jahre im nämlichen Hause gedient und während seinen 62 Dienstjahren 3 Meister erlebt hatte.

Grabchrift.

Mein Kind, das war ein Rosenknopf (Knospe),
Wollt' eine Rose werden,
Da kam der Tod und roch daran,
Da war's nicht mehr auf Erden.

Des „Hinkenden“ Weltumsehau.

Schon wieder gilt es für den „Hinkenden Bot“, seinen Sack voll Neuigkeiten, die er das liebe lange Jahr hindurch gesammelt hat, auszusütteln. Im allgemeinen hat das neue Jahr nicht unter günstigen Auspizien seinen Anfang genommen. Da und dort rumorte es, und man muß immer froh sein, daß sich die europäischen Großmächte nicht in die Haare geraten, sondern sich auf freundschaftlichste Weise besucht haben. Damit der Schatten des unglückseligen Burenkrieges nicht verschwinden kann, reist der englische Kolonialminister Chamberlain als böser Geist durch Südafrika und hält Reden, die alles andere eher sind, als Friedensbotschaften für ein unglückliches Volk.

Auch in Europa gibt's allerlei.

Bei unserem östlichen Nachbar, **Österreich-Ungarn**, sind die politischen Zustände immer noch höchst ungesund. Außer dem unausrottbaren Sprachenstreit, namentlich zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen, gibt es so viele Steine des Anstoßes, daß eine friedliche Einigung wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben dürfte. Die Befürchtungen, daß nach dem Tode des Kaisers Franz Joseph das Doppelreich in Trümmer zerfalle, sind nicht unberechtigt. Um so bedauerlicher ist es, daß der Lebensabend dieses wohlmeinenden Herrschers durch Familienkandale, wie die Flucht der Kronprinzessin Luise, welche Mann und Kinder im Stiche lassend, mit ihrem Liebhaber sich nach Genf flüchtete, getrübt wird.

Frankreich wurde von Eduard VII., König von England, auf einer Durchreise von Portugal und Italien besucht; der Präsident Loubet erwiderte den Besuch in London, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Während die beiden Staatsoberhäupter die unvermeidlichen Festivitäten über sich ergehen ließen, pflogen die Minister von Frankreich und England, Delcassé und Lord Lansdowne, ernste Beratung; hoffentlich führen diese Beratungen zu friedlichen Resultaten. Von London aus besuchte Herr Loubet auch Algier und Tunis, wo Frankreich einen Kriegshafen erster Ordnung errichtet hat. Der Schah von Persien beehrte ebenfalls Paris mit seinem Besuch.

auch gegen diese Krankheit ein „Serum“ und Heilmittel entdeckt wird? Die Zahl der Versammlungen, Jahrhundert- und Stiftungsfeiern, der Turn-, Schwing-, Gesang- und Schützenfeste ist Legion. Dem „Sinkenden Bot“ graut davor. Wollte er, wie in der guten alten Zeit, alle aufzeichnen und darüber berichten, so würden sie allein schon den Kalender füllen.

Im Aßfensaale.

Ein Bauersmann kommt mit einer großen Hutte auf die Tribüne. Die Umstehenden machen ihn darauf aufmerksam, daß seine Ausrüstung nicht in die heiligen Hallen der Rechtspflege passe, und fragen ihn, was er überhaupt mit seiner Hutte wolle. „D,“ meint er trocken, „die dient zur Aufnahme der mildernden Umstände!“ — Während einer Aßfensession im Kanton Bern passiert!

Warnung an unsere weibliche Jugend und deren Eltern.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich“, dieser weise Grundsatz wird in unserer Zeit wenig mehr beachtet. Unsere Jugend — und nicht am wenigsten die weibliche — zieht es, sobald das letzte Schalexamen überstanden, in die Ferne.

Alle diese jungen Streberinnen sind in unserer Zeit von Gefahren umgeben, von denen die wenigsten unter ihnen, ja auch nicht einmal ihre Eltern, eine Ahnung haben. Diese Gefahren nahen dem schutzlosen Mädchen im Postwagen, in der Eisenbahn, in den Hallen und Wartesälen der Bahnhöfe, auf den Promenaden, auf dem Gemüsemarkt. Hier erscheinen sie in Gestalt eines flotten Herrn mit Zylinder und goldener Uhrkette, dort tragen sie das Gewand einer ehrfamen Bürgersfrau, ja, zuweilen lauern sie auch unter der Kappe des Dienstmannes.

Davon hier nur zwei Beispiele:

Ein junges Mädchen reiste in eine Schweizerstadt, um dort ihre verheiratete Schwester zu besuchen. Als sie bei der Ankunft dieselbe nicht verabredetermaßen auf dem Bahnhofe vorfand, beschloß sie, sich selbst zu deren Wohnung durchzufragen. Während sie noch suchend um sich schaute, trat eine ehrbar aussehende Frau auf sie zu und fragte sie, wo sie hintwolle. Das Mädchen gab ihr Bescheid, worauf die Frau sagte: Dann sind Sie ja das junge Mädchen, das ich suche. Ich kenne Ihre Schwester, sie war im letzten Augenblick verhindert, Sie abzuholen, und bat mich, es an ihrer Stelle zu tun.

So begaben sich denn die beiden in die Stadt. Sie waren noch gar nicht weit gegangen, so riß der Henkel des Korbes, den das Mädchen in der Hand trug, und ein Teil des Inhalts flog durch den Ruck auf den

Boden. Währenddem die beiden damit beschäftigt waren, die Sachen aufzuheben, erklang neben ihnen eine verwunderte Stimme: Aber, Elise, wie kommst du denn hierher? Es war die erwartete Schwester, welche sich verspätet hatte, nun keuchend dem Bahnhofe zueilte und sehr erstaunt war, ihre Schwester in einer Straße zu treffen, die gerade in die entgegengesetzte Richtung von ihrer Wohnung führte. „Ei, sagte diese, ich kam zu dir mit dieser freundlichen Frau, die mich in deinem Auftrag abgeholt hat.“ „In meinem Auftrag?“ wiederholte die Schwester verwundert, „ich habe niemand einen Auftrag gegeben, und ich kenne die Frau gar nicht.“ Indem sich die beiden nun nach ihr umsahen, war aber die Frau spurlos aus ihrem Gesichte verschwunden.

In einer anderen Schweizerstadt war eines Tages ein Mitglied des Vereins der Freundinnen junger Mädchen Zeugin, wie eine junge Dame auf einen Dienstmann zutrat und ihn nach der Wohnung des Professor N. fragte. Der Dienstmann wies mit der Hand auf eine Haustür und sagte: „Dort“. Jene Dame aber wußte ganz genau, daß das ein schlechtes Haus sei und daß der Professor in einer andern Straße wohnte. Sie trat eilig auf das junge Mädchen zu, ehe es die verhängnisvolle Haustüre erreicht hatte, und belehrte sie über die furchtbare Gefahr, in der sie eben geschwebt hatte...

Um der schauerlichen Tätigkeit jener Verführer entgegenzuarbeiten, bietet der

Internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen jedem jungen Mädchen, das die Heimat verläßt, seine Hilfe an durch den

Ratgeber,

ein kleines Büchlein, welches die Adressen aller Homes, Placierungsbureaux, Jugendvereine, kurz aller der Veranstellungen enthält, die dem jungen Mädchen in der fremden Stadt von Nutzen sein können.

Auf dem Bahnhofe wird der jungen Reisenden in immer zahlreicher werdenden Städten die Fürsorge der

Agentin des Vereins

zu teil. Dieselbe bringt sie auf den richtigen Zug, hilft ihr zurecht und führt sie sicher an ihren Bestimmungsort.

In den Waggons findet das junge Mädchen die

Affischen

und auf den Bahnhöfen die

Plakate

des Vereins. Beide geben ihr die Adressen der hauptsächlichsten

Homes, Marthahäuser und Placierungsbureaux,

die auf ihrer Route liegen. Letztere sind auch vom Verein gegründet und sorgen dafür, daß die jungen Mädchen in ehrbare und gutbelebte Häuser untergebracht werden. ...

Als Zentral-Auskunftsstelle für den Kanton Bern nennen wir das

Marthahaus, Spitalgasse Nr. 17, Bern.

NB. Es ist wichtig, daß man sich sehr rechtzeitig an dasselbe wende, damit es gegebenenfalls Zeit habe, seinerseits die nötigen Erkundigungen einzuziehen.

Guter Rat.

Soll einer lange an dich denken,
So borg' ihm etwas, statt zu schenken.

Als

Familienliteratur

im wahren Sinne des Wortes können wir die nachstehenden, im Verlag von J. Zahn in Neuenburg erschienenen und in der Druckerei dieses Kalenders gedruckten Werke bestens empfehlen:

Enz, Schweizergeschichte für das Volk erzählt;
Gobat, Histoire de la Suisse racontée au peuple;
Curti, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert;
v. Rodt, Reise einer Schweizerin um die Welt.

Das Glend der Kettenhunde hat den Meißener Tierchutzverein bewogen, bei den zuständigen Behörden darum nachzuforschen, folgende Mindestforderungen zur Verordnung erheben zu wollen: 1. Die zum Aufenthalte von Hunden verwendeten Hundehütten müssen so beschaffen sein, daß Wind und Wetter nicht durch Spalten oder Risse eindringen können. — 2. Winters über ist das Dach und die Wetterseite mit Stroh, trockenem Dung, Decken oder andern warmhaltenden Dingen zu belegen. Über dem Eingange der Hütte ist ein Sack oder sonstiger dichter Stoff festzunageln, der das Innere der Hütte gegen die Anbilden der Witterung nach Möglichkeit schützt. — 3. Die Hütte ist so aufzustellen, daß Regenwasser und Feuchtigkeit nicht ohne weiteres den Boden und das Lagerstroh durchdringen können. Die Umgebung der Hütte ist von grober Unreinlichkeit und Feuchtigkeit sauber zu halten. — 4. Die Hütte ist in gewissen Zeiträumen (mindestens alle 14 Tage) mit frischem und genügendem Lagerstroh oder sonst geeigneter Streu zu versehen. Bei Wechsel der letzteren, jedenfalls aber während des Sommers dreimal, ist sie mit Kreolin, Eysol, Kresolin oder einem ähnlichen parasitentötenden Mittel zu desinfizieren. Insektenpulver ist zur Desinfektion ungeeignet. Werden Decken als Unterlagen verwandt, so sind diese in den angegebenen Zeiträumen zu reinigen und ebenfalls zu desinfizieren. In der warmen Jahreszeit ist der Hund öfters zu baden oder zu waschen. — 5. Das Halsband, an dem die Kette befestigt ist, muß eine Breite von 3—4 cm. haben. — 6. Futter- und Trinknapfe sind täglich zu reinigen und letzterer (im Sommer täglich mehrmals) mit frischem Wasser zu versehen.

Infolge dieser Eingabe sind seitens der Amtshauptmannschaft Meißen und des Stadtrates zu Chemnitz zunächst sämtliche Hundehütten des Bezirks einer Revision unterzogen worden. Dies wäre auch allen andern Aufsichtsbehörden dringend anzupfehlen. Nachdem die Berechtigung des Zughundes auf Schutz durch eine zunehmende Zahl von Polizeiverordnungen anerkannt worden ist, wird man nicht umhin können, auch den Schutz des armen Kettenhundes als berechtigt anzuerkennen.

Partikular-Witterung des 1904. Jahres.

Aus dem berühmten Doktor Sellwigs hundertjährigen Hauskalender, welcher die Witterung durch alle 12 Monate in diesem Jahr nach dem Einfluß des Saturnus, als irdischen Jahresregenten, also beschreibt:

Jenner, vom 1. bis 11. kalt, 12. bis 18. trüb, 19. bis 26. kalt, 27. Guß, bis zum Ende still.

Februng, den 1. Wind und Regen, vom 4. bis 10. trüb und Wind, 13. grausamer Wind, 14. Schnee, 15. bis 19. windig und Regen, vom 20. bis ans Ende schön.

März, 1. bis 5. rauh und kalt, 6. bis 9. warm, 11. Regen, 12. bis 16. schön, 17. bis 19. des Morgens kalt und rauh, vom 22. bis den 29. gefroren und täglich kälter, 30. Schnee und grausam kalt.

April, vom 1. bis 4. sehr kalt, dann schön, 7. und 8. trüb, 12. bis 17. kalt, dann windig, 19. Regen, bis 24. rauh und kalt, dann abwechselnd Regen und Sonnenschein, große Regenbogen, zu Ende schön warm.

May, den 3. früh kalt, sonst schön, 4. Donner und Platzregen, 5. und 6. unftet und große Reissen, 7. bis 27. des Nachts kühl, am Tag oft warm und große Dürnung, 27. bis 30. rauhe Luft und trüb, hernach schädlicher Reiff, dann Abends Regen.

Juni, 2. bis 5. sehr kalt und rauh, 7. bis 9. warmer Regen und Sonnenschein, bis den 26. Regen, 28. schön Wetter, 30. trüb.

Juli, den 2. trüb, 3. Regen, 4. bis 8. große Hitze und schön, 10. zu Nacht Ungewitter, vom 12. bis 28. große Hitze, darnach Regen bis ans Ende.

August, den 2. trüb und wenig Regen, 6. schön, 7. Platzregen, 8. schön, 9. bis 14. täglich Regen, 17. schön, 18. großes Ungewitter mit Donner, Sturmwind und Platzregen. Das Getreide wächst auf dem Felde aus.

September, den 2. bis 5. windig, 6. Regen, warm und Donner, 8. bis 14. Gewölke ohne Regen, dann Reiffe und Nachtfroste, 15. bis 18. wolktig, früh Nebel und kalt, wie im Winter, Sturmwind, bis an's Ende ziemlicher Frost.

Oktober, den 2. bis 9. Regen mit Sturmwind, dann hell, 12. bis 22. Regen, 24. und 26. Nebel, 29. bis ans Ende Frost und Nebel.

November, 2. bis 3. hell und kalt, 4. bis 22. abwechselnd Regen, 26. schön, am Ende windig.

December, 5. Regen und Schnee, dann hell, 8. und 9. warm, 10. bis 20. abwechselnd trüb, hell und Eis, 30. still, kalt ohne Schnee, 31. früh Nebel, darnach trüb.

Origineller Bergspruch.

(An einer Hütte in der Nähe des Mendelpasses [Tirol]).

Ehre sei Gott in der Höhe!
Er hat die Berge so hoch gestellt
Und tat damit seine Weisheit kund,
Damit nicht jeder Lumpenhund,
Mit dem die Täler so reichlich gesegnet,
Dem fröhlichen Wanderer hier oben begegnet.

Ein guter Mensch.

Hausherr (zu einem aufdringlichen Hausierer): „Was werden Sie sagen, wenn ich Sie jetzt hinauswerfe!“ — Hausierer: „Nu, was werde ich sage, ich werde Ihnen verzeihen und wieder 'reinkommen!“

Was man vom Kaffee sagt.

Das deutsche Reichsgesundheitsamt hat sich in lobenswerter Weise Mühe genommen, zur Aufklärung des Volkes eine gemeinfaßliche Darstellung über den Bohnenkaffee erscheinen zu lassen. Derselben entnehmen wir u. a., daß der Kaffee das Gehirn anregt und ihm die Auffassung von äußern Eindrücken und ihre gewohnheitsmäßige Verarbeitung besonders bei bestehender geistiger Ermüdung erleichtert.

Der anregende Stoff des Kaffees, das Koffein, ist aber ein eigentliches Gift, das auch in kleinern Quantitäten genossen — wie alle Reizmittel — bald auf das ganze Nervensystem schädlich wirkt.

Der Bohnenkaffee eignet sich in keinem Falle zum Genuß für Kinder, nervöse und herzkrankte Personen. Erwachsene sollten ihn nur

als Anregungsmittel genießen und nie vergessen, daß ihm jeglicher Nährwert abgeht.

Bei einer solchen wissenschaftlichen Erklärung einer obersten Landesbehörde muß es uns nur wundern, daß wir selbst in der kleinen Schweiz jährlich noch für einige Millionen Bohnenkaffee konsumieren.

Manche Hausfrau sagt sich eben, ohne weiter darüber nachzudenken: „Ja, den Bohnenkaffee kann ich nicht entbehren, daran habe ich mich zu sehr gewöhnt“, jedenfalls ohne zu wissen, daß in Rathreiners Kneipp's Malzkaffee seit Jahren ein vollständiger Ersatz für Bohnenkaffee gefunden ist. (H 3815 J)

Rathreiners Kneipp's Malzkaffee ist nach patentiertem Verfahren imprägniert mit einem Abjud aus dem Fleische der Kaffeefrucht, wodurch derselbe wohl kaffeeähnlichen Geschmack hat, jedoch ohne die schädlichen Eigenschaften zu besitzen. Laut chemischen Analysen weist Malzkaffee zudem einen bedeutenden Nährwert auf. Man probiere im Anfange mit einer Mischung halb Bohnen- und halb Malzkaffee, um nach und nach ganz zum Malzkaffee überzugehen.

Prima Baumwachs (kaltflüssig)

widerstandsfähig gegen Wärme und Frost, zum Pfropfen und für Baumwunden, versendet in Büchsen à Fr. 1.50 Gg. **Hot, Albi-Drogerie, Albiwil-Zürich.** Bei Abnahme größerer Quantitäten Frankozusendung u. Rabatt. Wiedervertäufel besondere Vergünstigungen. (H 4355 J)

In 2 bis 8 Tagen

verschwinden dicke Hälse und Kröpfe. Eine Flasche meines Kropfwassers zu Fr. 2. — genügt. Ebenso rasch hebt mein Gehöröl Ohrensaußen und Schwerhörigkeit. 1 Flasche Fr. 2. (H 3809 J)

S. Fischer, prakt. Arzt, **Grub**, Appenzell A.-Rh.

Kantonalbank von Bern.

Hauptsitz: Bern. — Zweiganstalten: St. Immer, Biel, Burgdorf, Thun, Langenthal, Pruntrut.

Geschäftszweige:

Annahme von Gelddepositen:

in laufender Rechnung, gegen Einlageheine (Büchlein), gegen Kassascheine.

Eröffnung von Krediten in laufender Rechnung,

gesichert durch Grundpfand, Hinterlage von Wertschriften oder Personalsbürgschaft.

An- und Verkauf von Wertschriften.

Gewährung von Darlehen und von

Vorschüssen in Wechselform, gegen Hinterlage von Wertschriften oder Bürgschaft.

Diskontierung von Wechseln

auf die Schweiz und das Ausland.

Inkasso von Wechseln, Checks und Coupons

auf die Schweiz und das Ausland.

Ausstellung von Mandaten

auf schweizerische Bankplätze

Ausstellung von Anweisungen, sowie von Kreditbriefen

auf das Ausland.

Vermittlung von Auszahlungen

nach überseeischen Ländern.

Aufbewahrung von Wertsachen.

Vermietung von Tresor-Abteilungen.

(H 5230 J)